

Jo Tarner hatte fast vergessen, dass Spielkarten für etwas anderes gut waren als das, wofür sie sie benutzten: zur Tarnung, falls sie plötzlich unerwarteten Besuch bekämen. Schließlich waren sie eine Gruppe und damit immer verdächtig: Darling und Gérard, Sascha und Tarner und natürlich Franticek, der ruhelos von einer Ecke des Raumes in die andere lief. Er konnte nie stillhalten, außer wenn er im Cockpit saß. Manchmal warf er einen Blick auf die Karte der spanisch-französischen Grenze, die an der Wand über Gérards Bett hing, neben dessen Fotos. Es waren Aufnahmen von kleineren Filmerfolgen und eines von damals, als er mit Mr. G. in Beaulieu Tennis gespielt und natürlich verloren hatte. Dass Gérard diese Karte zwischen seinen liebsten Erinnerungen aufgehängt hatte, zeigte, wie wichtig diese Grenze für sie alle war. Die Stelle um Madrid war von ihren Fingern ganz abgegriffen und fast weiß. »Du überquerst die Grenze bei Cerbère. Ach, nein, das geht nicht mehr. Du nimmst besser Luchon oder Perthus auf dem Gipfel der Pyrenäen, und falls das Wetter gut ist, kannst du die Aussicht bewundern.« Wie oft hatten sie das erklärt, wie oft hatten sie Verzweiflung in Hoffnung verwandelt und Gefahr in Sicherheit. Tarner zeigte Franticek das Telegramm, das er am Nachmittag erhalten hatte. »Wir bleiben besser für eine Weile bei Luchon«, sagte er.

Der Text des Telegramms lautete:

WARE GUT ANGEKOMMEN STOP

SCHICKE NEUE B

In der letzten Gruppe waren es ungefähr fünfzehn gewesen. Jo Tarner war über ihre sichere Ankunft in Barcelona besonders froh, denn unter ihnen waren Léo Lania, seine Frau und sein junger Sohn. Tarner war altmodisch. Ihm lag an Menschen, die er kannte oder mochte, mehr als an den Unbekannten, Anonymen – auch wenn sie halfen, wem sie konnten. »Was meinst du, wie viele haben wir bis jetzt rausbekommen?«, fragte Darling. Franticek ging zum Wandschrank und öffnete die Tür. Auf einem Regalbrett stand stolz ihre letzte Flasche Brandy, Napoléon, 1865. Er trug die Flasche zu Darling hinüber und betrachtete sie zärtlich. Am Flaschenhals hatte Sascha einen Zettel befestigt. Darauf standen einige Zahlen. Franticek zählte sie zusammen. Er seufzte. »Noch sechzig, die rüber müssen«, sagte er. Die Gruppe hatte beschlossen, dass sie die Flasche erst öffnen würden, wenn sie den ersten fünfhundert in die Freiheit geholfen hatten. »Nun«, sagte Sascha, »solange es noch einen ehrlichen Polizisten gibt, der die Regeln missachtet – «

Da klopfte es an der Tür, und das übliche Durcheinander folgte. Gerade saßen alle um den Tisch und nahmen die Karten auf, da sprang Sascha noch einmal auf, riss den weißen Kragen von der Flasche und setzte sich mit gerötetem Gesicht wieder hin. Die Tür öffnete sich, bevor jemand »Herein« gesagt hatte. Ein Mann betrat den Raum. Ein Mädchen, das blass und ängstlich aussah, folgte ihm. Der Mann sagte kein

einziges Wort. Sie starrten ihn an.

*Landshoff-Yorck, Ruth: Sixty to Go. Roman vom Widerstand
an der Riviera. S. 8-10. © AvivA Verlag.*